

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 107 (1981)
Heft: 32

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



von Haus zu Haus

Ilse Frank

Wie die Alten sungen ...

Familienfest. Tante H. feierte Geburtstag. Mit Pauken und Trompeten. – Fast. Mit Wimpeln und Fahnen. – Ganz. Tante H. glaubte zu wissen, was sie uns schuldig war.

Wir machten gute Miene zum bürgerlichen Spiel. Wir taten, als beschreibe uns der Anlass eitel Wonne. Dabei vermuteten wir, dass Tante H. im tiefsten Wessensgrunde spürte: Die spielen Theater!

Ja, wir verhielten uns, als herrsche zwischen den Generationen reinstre Harmonie. Aber wir waren nicht mit der Hälfte dessen einverstanden, geschweige denn zufrieden, was das «Geburtstagskind» bisher geboten, unternommen oder von uns gefordert hatte. Die Zukunft verhiess diesbezüglich keine Besserung.

«Geburtstagskind»! Tante H. wehrte sich gegen das Kosewort. Es passte nicht auf die Skala des Wichtigkeitsgradmessers, den sie an ihre Person und ihr Wirken legte. Uns nannte die Base zwar sinnigerweise Töchter und Söhne – wir jedoch sollten sie ehrfurchtsvoll lieben, nicht treuherzig.

Tante H.s Verlangen nach Distanz entsprang ihrer Angst vor Kritik – einer Kritik, die

wir früher spontan an ihr geübt hatten. «Du solltest dieses ... du müsstest jenes ...», hatten wir geraten – ungefragt – «frech», wie die Ehrwürdige spitz feststellte. «Die Jugend respektiert das Alter nicht mehr», seufzte sie dann, womit sie, aus konventioneller Sicht, recht hatte.

Respekt schien uns für die Pflege unserer Beziehung zu Tante H. falsch. Wir wollten reine Gefühle verströmen, anstatt Höflichkeitslehrnen zu folgen. Liebe, erklärten wir Tante H., schliesst Kritik ein. Wer liebt, darf Beschwerden, Zweifel anbringen, ist allerdings auch stark genug, Vorwürfe an seine Adresse zu akzeptieren. Wahre Liebe macht nicht blind, sondern sehend. Sie verleiht den Fehlern des andern Transparenz, so dass sie erkennbar, annehmbar werden.

Tante H. nagelte sich zum Schutz vor unseren Sätzen ein Brett ans Haupt und mimte die Beleidigte. Da half kein Säuseln, Spotten, Stöhnen. Da fruchtete alles Weinen, Wettern, Wüten nichts.

Tante H. war und blieb Tante H., gab sich mit sich selbst zufrieden, ernannte sich heimlich zum Vorbild und erteilte uns die Rügen, die sie nicht hören mochte.

Tante H. ist intelligent. Wir setzten auf ihren wachen Geist, sprachen erneut, wiederholt und dauernd von Engagement, von Sorge um ihr Sein, ihr Werden.

Wir hätten uns die wohlgesetzten Reden sparen können. Tante H. verübelte sie uns prinzipiell. «An meinem Geburtstag will ich

keinen Ton eures Besserungsgefasels vernehmen!» bestimmte sie Wochen vor dem freudigen Ereignis.

Wir hielten Rat, einigten uns – für den Rahmen unserer Glückwunschbotschaft – auf Gereimtes und machten uns auf die Suche nach Tante H.s «Urvater»: Tell. Die Hatz auf den trutzigen Schützen verließ ergebnislos, das heißt ungereimt. Schillers Wald- und-Badesee-Epos erwies sich als nur partiell brauchbar, was uns zum Verzicht und zum Ersatzvortrag eines altedlen Liedes veranlasste: Am Familienfest schmet-

terte ein gemischt motivierter Jugendchor «Wilhelm bin ich, der Telle ...»

Tante H. zeigte Rührung. Wir platzen beinahe vor verhaltenem Zorn, weil wir erkannten, dass die Teure keines unserer Anliegen begriffen hatte. Doch wir machten, wie geschrieben, anhaltend gute Miene zum Trauerspiel.

Tante H. dankte es uns in bewegten Worten: Kurz nach dem Spektakel erhielt jedes von uns eine Karte. Unterzeichnet mit Eure hoffnungsfrohe Helvetia.



STAUBER

Flüsse

Ich sass, zwischen zwei Zügen, im Bahnhof Olten auf einem Bänklein und wartete auf meinen Anschluss.

Genussvoll beobachtete ich ein Elternpaar samt Tochter. Diese war hoch bepackt mit all ihren Habseligkeiten. Es handelte sich um einen klassischen Aufbruch in die Ferien, mit Tramperrucksack und Interrailpass. Selbstverständlich verreiste nur die Tochter. Die Mutter konnte ihr lediglich gute Ratschläge auf den Weg mitgeben, was sie intensiv tat. Sie redete ohne Unterbruch auf ihre Tochter ein, die die Predigt stumm und starr über sich ergehen liess. Anscheinend war die Szene schon etliche Zeit alt – die Tochter sah jedenfalls ganz da nach aus ...

Plötzlich brauste der Zug her-

an, die Tochter stieg ein, kurzes Winken, die Tochter entschwand den Blicken. Zurück blieb eine verstumme Mutter, sozusagen mit Sprechblasen voll unnützer Buchstaben vor dem Mund.

Wie kann man als Erzieher so untauglich sein? Man muss seine Kinder eben richtig behandeln, dann gefällt es ihnen zu Hause so gut, dass sie gar nicht auf den Gedanken kommen, alleine wegzureisen! Dachte ich, damals, vor einigen Jahren, auf dem Bänklein in Olten.

Tramperrucksack, Interrailpass, Jugendherbergenausweis, Traveller-Checks, Waschpulver, Schlafsack, Teeblasche, Medikamente, Schweizer Fähnchen, Stadtpläne ...

Meine verbleibenden Nachkommen sagten einstimmig, ich hätte wahnsinnig viel geredet! Sie ist siebzehn, ihre Freundin

ist auch siebzehn. Sie haben versprochen, oft zu schreiben und einmal wöchentlich anzufragen. Ich ging nicht mit zum Bahnhof.

Meine Nachbarin, Mutter von kleinen Kindern, stöhnt, weil ihre Kinder sie während der Ferien permanent in Trab halten. Am Abend bringe man sie nie ins Bett. Die Gute weiss nicht, was sie hat, kann sie doch ihre Schäfchen zählen und abends versorgen. – Zum Glück wird es in Skandinavien im Sommer fast nicht dunkel.

Wie war das nur, damals, mit meinen Oltner Ueberlegungen punkto Erziehung? Interrailpässe sind einen Monat gültig. Ich zähle die Tage. Dina

Beleidigend

An einem der seltenen Sonnentage fuhr ich mit meiner

Wanderkameradin ins Urnerland, um mich ob der überwältigenden Blumenpracht zu freuen. Gleichzeitig mit uns war eine Schulklasse von Zweit- oder Drittklässlern unterwegs. Zuerst lagerten die Kinder am Wasser, dann folgten sie, wie wir, dem Fluss talabwärts. Als der Pfad eng wurde, setzten wir uns abseits, um das Schülerzüglein vorausgehen zu lassen. Sie trabten an uns vorbei, lauter muntere, frohe Kinder, geführt von der Lehrerin. Sie trug unten eine sehr kleine Badehose, oben einen «normalen» Pulli. Den Schluss des Zuges bildeten ein Mann und eine Frau, er im praktischen Wandertenü, sie in einem Miniminibikini, das heisst einem Dreiecklein unten und einem Mini-BH oben. In diesem Aufzug marschierte die Frau das ganze Tal hinunter, von der Alp

bis nach Göschenen. (Wir holten die Gruppe wieder ein, als sie ins Dorf einschwenkte.)

Noch lagen auf beiden Seiten des Flusses und auf unserem Weg Lawinen- und Erdrutschreste. Von Zeit zu Zeit trafen wir Einheimische, die im Schweisse ihres Angesichtes aufräumten. Der Winter ist hier hart und gefährlich. Das Erscheinungsbild der beiden Frauen müssen die Bergler wie eine Beleidigung empfunden haben.

Mir ging die Diskussion durch den Kopf, die in der Presse, auch im Nebi, manche Zeile beansprucht hat, nämlich jene Offiziere, die auf Bilder nackter Frauen geschossen haben, betreffend.

Ich wundere mich angesichts entblößter Frauen – eine war immerhin Lehrerin – nicht, wenn es den Männern oft an Respekt vor «Damen» mangelt ...

Isabella

Genial

Die Lust, mir den Polanski-Film anzusehen zu gehen, überkam mich ebenso plötzlich wie heftig. Es war kurz vor drei Uhr, und es schien niemanden dieselbe Lust angekommen zu sein: das Kino war leer. Ich setzte mich in die hinterste Reihe in die Mitte, freute mich königlich darüber, einmal eine Filmvorführung für mich ganz allein zu haben. Um die Lustgefühle zu steigern, kaufte ich eine Tafel Schokolade, die ich während des Schauens genüsslich zu verspeisen gedachte. Weit streckte ich die Beine vom mir; ich störte niemanden, aber auch mich würde kein lästiges Husten, kein Rascheln, kein Schwatzen, kein Schmusen stören!

Kurz vor Beginn des Filmes kam die nette Dame von der Kasse zu mir und sagte freundlich, ich könne auf die Empore gehen, dort seien ein paar Leute, dann sei ich nicht so allein. Sie müssen nichts draufzahlen, fügte sie hinzu, als ich nicht sogleich auf ihren Vorschlag einging. Das Alleinsein gefalle mir, sagte ich ihr, und wenn es ihr recht sei, bliebe ich am Platz. Ja, sagte sie, wie Sie wünschen. Ich setze mich dann ein wenig zu Ihnen. Ich schaute ihr nach und dachte träge: Nett ist sie, gepflegt und sympathisch, halt ein wenig schrullig.

Der Film begann, und langsam dämmerte mir, was die schrullige Dame gemeint haben mochte. Sie setzte sich wie versprochen neben mich. Und ich war sehr froh darüber. Gegen Schluss des Filmes flüsterte sie mir zu: Nur noch zehn Minuten! Ich muss jetzt an die Kasse gehen. Sie drückte mir leicht den Arm und verliess mich. Beim Hinausgehen blieb ich einen Augenblick neben der Kasse stehen. Jetzt befand sich eine Menschenmenge davor. Die nette Dame hatte trotzdem Zeit, mir rasch lächelnd zuzunicken.

Ich begab mich auf dem schnellsten Weg nach Hause. Unterwegs musste ich mich ständig umdrehen, eine Angst, die an Verfolgungswahn grenzte, gab es mir. Daheim drehte ich den Schlüssel zweimal im Schloss um und hoffte, dadurch die bösen Geister zu bannen. Wer den «Mieter»-Film gesehen hat, ist im Bild. Wer nicht, dem rate ich, den Streifen in Begleitung ansehen zu gehen, wenn überhaupt. Die grausliche Story wirkt um so grauenhafter, als die Regie meisterhaft gehandhabt wird und die Schauspieler ebenso meisterhaft spielen. Polanski ist ein Genie – gewiss! – In Zukunft sei er es ohne mich! Suzanne Geiger

Dina

Überdurchschnittlich

Nun weiss ich es. Schwarz auf Weiss steht es im graphologischen Gutachten. Männer sind intelligenter als Frauen. Wie anders liesse sich «für eine Frau überdurchschnittlich» sonst interpretieren? Natürlich hat das einer von den sowieso intelligenten Männern geschrieben. Ich gestehe es offen ein: Da komme ich (als Frau) nicht mehr mit. Voller Entfernung will ich mich sogleich in die Offensive begeben: «Das ist doch ...»

Halt! So gut hat die Männergesellschaft mir meinen Minderwertigkeitskomplex (nur eine Frau) eingetrieben, dass ich erst jetzt merke: Ich bin ihm (dem Graphologen, dem Mann) auf den Leim gegangen. «Für eine Frau überdurchschnittlich intelligent» bedeutet doch gleich viel wie «für einen Mann genial», nicht wahr? Marianne

Lob der Technik

Unsere neueste Errungenschaft: ein Radiowecker. Segnung der Technik! Unser Sohn, der Leistungssportler, hat ihn als Preis angeschleppt. Als zweiten Preis. Es war das kleinere Uebel. Als Sieger des Finals wäre er mit einem Fernsehapparat beladen worden. Das Schicksal war gnädig.

Aber auch so ein Radiowecker ist eine Plage. Da schon in jedem Raum irgendein Lärmerzeuger vorhanden war, landete er in unserem Schlafzimmer, der Oase der Ruhe. Der ehemaligen!

Wie schlecht vertrage ich doch DRS morgens um sechs! Ueli Beck ist mir auch tagsüber ein Greuel. Betont wache, frohgemute Sprüche sind mir im Halbschlaf unerträglich. Schlechte Nachrichten wären mir um sieben noch früh genug. Warum krähen heutzutags keine Hähne mehr? Warum ist der Vorschlaghammer im Keller?

Die Leuchtziffern verbreiten nachts einen grünlichen Schimmer, obwohl ich mich nicht in der Dunkelheit fürchte. Das Wer-Weissen ist vorbei. Alles steht fest. Höre ich einen verspäteten Nachkommen mit mehr oder weniger Geschick die Tür schletzen, genügt ein Blick auf die Leuchtziffern – und ich bin auf die Minute genau im Bilde. 11.11 oder 22.22, grün schimmernd, in Form jener modernen Ziffern, sind eine technische Augenweide. Man muss trotz Stress verweilen, das vergängliche Geflimmer beobachten. Sechzig Sekunden lang. Pip.

Dina

stellen, dass in den letzten zehn Jahren die Löhne durchschnittlich um 70 % angestiegen sind, die allgemeinen Lebenshaltungskosten sich um 50 % steigerten, die Wohnungsmieten jedoch nur um einen Drittel angehoben wurden.

Gritli ist auch auf dem «Holzweg», wenn es glaubt, dass nur reiche Finanzgesellschaften den Hausbesitz – aus lauter Verlegenheit – als Kapitalanlage benützen. Der Hausbesitz ist in der Schweiz glücklicherweise noch ziemlich verbreitet. Sehr oft dient er Handwerkern, Kleingewerbetreibenden etc. als Vorsorge für das Alter. Unter den eingangs erwähnten Porträts wären auch Bilder älterer Damen zu finden, deren verstorberner Ehemann ihnen ein Haus als praktisch einzigen Besitz hinterlassen hat und deren Einkommen, neben der AHV-Rente, die Bezüge aus dieser Liegenschaft sind. Gritli's «Lehrer, Beamte etc.» haben in der Regel eine Pensionskasse, die ihnen einen sorgenfreien Lebensabend zu sichern vermag. Unter den erwähnten Witwen ist keine einzige zu finden, deren Hausbesitz ihr ein Einkommen sichert, das auch nur annähernd der Pension eines mittleren Pensionsempfängers entspricht.

Wer wollte noch Hausbesitzer sein, wenn er aus seinem investierten Gut keinen angemessenen Gewinn mehr ziehen könnte? Verstaatlichung des Hausbesitzes kennen wir hauptsächlich aus östlichen Gebieten. Wir wissen aber aus Erfahrung, dass Mieter dort im allgemeinen glücklich wären, ihr Los mit Mietherrn hierzulande tauschen zu können.

Fritz

Echo aus dem Leserkreis

Glückliche Mieter
(Nebelspalt Nr. 27)

Gritli wirft den Hauseigentümern, die Mietzinse erhöhen, eine «Milchbüchlierechnung» vor. Es möchte den Hausbesitzern, die den einstigen Zinserhöhungen Abschläge bei sinkenden Hypothekarzinsen folgen lassen, ein Plätzchen im Goldrahmen reservieren. Es bittet «herzinniglichst» darum, dass sie sich bei ihm melden! Nun gut, ich wäre in der Lage, ihm ohne Schwierigkeiten zehn Fotos zu vermitteln, für die es den Goldrahmen bereithalten könnte!

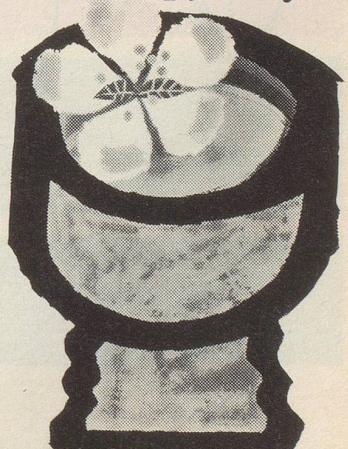
Die Darstellung von Gritli bedarf sicher einer Berichtigung. Beispiel:

Liegenschaft, Anlagewert 600 000 Fr., 1 1/2 % Hypothekarzinserhöhung 6000 Fr., Mietertrag 40 000 Fr., 14 1/2 % Mietzinserhöhung 5600 Fr.

Es ist zu berücksichtigen, dass jede Reparatur im Hause heute in der Regel mindestens das Doppelte, meist aber sehr viel mehr kostet als vor zehn Jahren. Gebühren und Abgaben sind zum Teil horrend gestiegen. Es ist also nicht nur der Hypothekarzins, der die Erhöhung der Mietzinse erfordert!

Um die gleiche Rendite wie früher zu erzielen, müsste der Hausbesitzer mehr als 14 1/2 % aufschlagen. Auf seinem investierten Geld erhält er nicht den vollen Tiefenungsausgleich. Gritli ist der Meinung, die Rendite aus einer Liegenschaft sei etwas «nebenbei». Es ist der festen Ueberzeugung, dass der «Lohnzahler», wie der Hausbesitzer, höhere Kosten stets voll auf den «Konsumenten» überwälzt, somit keine Einbussen erleidet, während die armen «Lehrer, Beamten, Bahnangestellten etc.» unter der massiven Erhöhung des Mietzinses stöhnen. Ist es wirklich so, wie Gritli glaubt? Würde Gritli Einblick in die allgemeine Kostenentwicklung nehmen, müsste es fest-

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova Urtrüeb
bsunders guet